

Ersteinstufig
nachmitt. mit Ausnahme
der Son- und Feiertage.

Abonnementspreis
monatlich 50 Pf.
vierteljährlich 1.50 Mk.
jährlich 5.00 Mk.
Durch die Post bezogen
1.00 Mk. inkl. Postgebühren.

Die Neue Welt
(Antheilungsbüchlein),
durch die Post nicht be-
zogen, kostet monatlich 10 Pf.,
vierteljährlich 30 Pf.

Telephon Nr. 1047.
Einzelnummern-Preis:
Einzelheft 10 Pf.

Die Neue Welt

Insertionsgebühren
Beträgt für die 8 spalten-
weitige oder deren Raum
10 Pf. für die Wochenspalte.
Partei- und Geschäfts-
Anzeigen 10 Pf. für
die Spalte. 25 Pf. für
den reaktionären Artikel
höchst die Seite 70 Pf.

Insertats
Für die 10. Spalte
müssen spätestens die ver-
einbarte Anzahl von Zeilen
explizit angegeben
sein.

• Eingetragen in die
Postzeitungsliste.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Wuerfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
Naumburg-Weißfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda, Sangerhausen-Eckartsberga
und die Mansfelder Kreise.

Expedition: Harz 42/43. Redaktion: Harz 42/43.

Rußland und die Mächte.

Während die deutsche Regierung in ihrer dürftigen Gestalt vom letzten Montag die deutsche Öffentlichkeit belehrt, daß auch gegenüber dem Staatsrecht des Jaren Ruß die erste Bürgerpflicht, einseitige Staatsnahme daher zu vermeiden sei, hat der Chef der liberalen englischen Regierung auf der interparlamentarischen Konferenz in London das Stichwort der englischen Außenpolitik ausgesprochen: Die Duma ist tot! Es lebe die Duma! Ein Teil der englischen Presse zeigt sich erschrocken über die Kühnheit des Ministerpräsidenten; daß er der Duma huldigte in einem Augenblick, da in Rußland der weiße Schrecken herrscht und die höchsten Reite des geringsten Parlaments das Recht der Steuer- und Rekrutenverweigerung proklamieren, scheint ihnen ein unerschütterlicher Fehler zu sein. In solcher Kritik äußert sich die maßlose Ueberzeugung darüber, daß der Leiter eines parlamentarischen Staatswesens, dem die Grundgesetze des Konstitutionalismus in Fleisch und Blut übergegangen sind, offen und ohne diplomatische Rücksicht und immer noch in außerordentlich gemäßigter Form das aus-
sprechen, was alle zivilisierten Völker der Welt empfinden. Sir Campbell-Bannermann, der sonst oft als ein ziemlich fähiger, doch nicht sehr glücklicher Politiker geschildert wird, hat mit dem Schlüsselwort jener Rede einen Schlag ins Schwarze getan. In Zeiten der Bedrängnis ist einem Volke auch ein Wort Trost und Stärkung; das russische Volk wird das Wort der englischen Regierung nicht vergessen.

Die Rede Campbell-Bannermanns ist auch darum wichtig, weil sie die vielbesprochene Frage der Interpositionspolitik aufs neue aufwirft. Man erkennt deutlich, wie wenig Vertrauen in die Versicherung dieser oder jener Regierung zu setzen ist, sie stehe den Ereignissen in Rußland unparteiisch gegenüber, sie enthalte sich jeder Einmischung. Die bewußteste Interposition ist doch nur die letzte und äußerste Form der Einmischung; zwischen ihr und der wirklichen Neutralität gibt es zahlreiche Zwischenstufen; ja, es ist zu bezweifeln ob irgend ein Staat der Welt, etwa abgesehen von einigen südamerikanischen Republiken, sich wirklich so verhalten kann, daß seine Politik ohne jede Rückwirkung auf die russischen Ereignisse bleibt. Der Sieg der Liberalen und Radikalen in England und Frankreich hat auf die russische Revolution zweifellos ebenso außerordentlich gewirkt, wie der Widerstand, den die zaristische Regierung allen Volksforderungen entgegensetzt, auf die russische Revolution bildlich gewirkt hat. Nach Japanen und Jagen die Regierungen der beiden großen Weltmächte, oder trotz allen Diplomatenwissen wissen sie wohl, daß sie von Volksströmungen emporgetragen worden sind, und von Volksströmungen wieder ins Nichts zurückgeschleudert werden können. Hält man das englische und das französische Volk für aufgeregter und edel genug, um dem russischen Despotismus jede Unterstützung zu verweigern, dann darf das russische Volk allenfalls hoffen, in irgend einer Form aus den Fesseln der Regierungen zu gewinnen; es braucht keinesfalls zu fürchten, daß Campbell-

Bannermann und Bourgeois oder Clemenceau gemeinsame Sache mit dem Zarismus machen würden.

Ganz anders aber liegen die Dinge in Deutschland. Zwar dürfte der politisch aufgeklärte Teil des russischen Volkes genau wissen, daß die große Masse der Deutschen mit ihrer Sympathie ganz auf seiner Seite stünde; er weiß aber auch, daß der Einfluß, den Volksstimmen auf den Gang der deutschen Politik ausüben, unendlich gering ist. Es ist darum kein Wunder, wenn die russischen Freiheitskämpfer dem offiziellen Deutschland mit Haß und Mißtrauen begegnen. Dieses offizielle Deutschland hat dem Zarismus so viele und so ungewöhnliche Beweise seiner Ergebenheit geliefert, daß trotz allen Geredes von „loyaler Zurückhaltung“ kein Zweifel darüber bestehen kann, auf welcher Seite in dem jetzt beginnenden Kampfe die Symphonien der regierenden Presse Deutschlands stehen. Wenn der Krieg nach einem bekannten Worte Gorkow's die Fortsetzung der Politik mit den Waffen ist, so muß man sagen, daß Deutschland in seiner Außenpolitik bisher einen Weg gemahnt ist, der in seiner Fortsetzung bis zur bewaffneten Interposition führt.

Die Dementis, welche die österreichische und die deutsche Regierung den lebhaftesten Interventionsgerüchten entgegengesetzt haben, finden im Tag einen sehr beachtenswerten Kommentar. Der Wiener Berichterstatter des vierteljährlichen Scherblattes, ein gewisser Herr v. Komstedt, setzt nämlich auseinander, daß die offiziellen Ablegungen richtig seien — für den Augenblick; was aber später komme, könne man nicht wissen. Es könnten, so meint Herr v. Komstedt, doch Ereignisse eintreten, die die Monarchie zwingen, sich gegen das revolutionäre Rußland zu verteidigen und Ordnung zu machen. Die Sicherung des Exports nach Rußland, der Schutz der österreichischen Unterthanen in Rußland sowie des in russischen Werken angelernten Kapitals wären „für Österreich-Ungarns Legitimation genug, um das Recht der Ausübung gewisser vollständiger Funktionen zu beanspruchen, falls die Kraft der russischen Regierung hierzu nicht ausreicht.“ Aus diesen Gründen seien jetzt schon große Truppenmassen in Galizien konzentriert. Der Wiener Gewährsmann des Tag schließt mit den Worten: Es ist daher begründet, daß auch jetzt wieder, wie schon so oft, nach dem Ausbruch der Unruhen in Rußland Nachrichten auslatten, die mit vollem Rechte dementiert werden können, denen aber für die Zukunft eine innere Berechtigung nicht abzuschreiben ist.

Solche Ausfällungen eröffnen die Aussicht auf wachstümliche ungewisse Ereignisse. Frankreich und England würden nicht ruhig zusehen, wenn Deutschland und Oesterreich zwischen der Mangel und dem Ural feindlich aneinander „Polizeirede“ üble. Ein Kampf zwischen Demokratie und Monarchie würde anheben, wie ihn nur die Willen des Diktators voraussetzt.
Und ich wüßte — doch hat es mir keiner gesagt —
Das ist die letzte Schlacht.
Die der Osten gegen den Westen wagt
Um den Sieg und um die Macht.
Das ist der entscheidend letzte Gedanken,
Den ich, wie nie noch, freudig und sich bei den Toben
Aus der Könige kalten lebenden Händen
Der letzte Wurf im alten Spiel.

Der beginnende Kampf in Rußland leitet den großen Prozeß der Ausgleichung aller Staatsformen im alten Europa ein. Die Völker stehen wider den Militarismus der osteuropäischen Monarchie. In welchen Formen sich dieser Krieg abspielen wird, der einer neuen Gesellschaftsordnung die Bahn frei macht, vermag niemand vorauszusagen; sein Ausgang aber kann keinem zweifelhaft sein, der die Weltgeschichte kennt.

Zur Revolution in Rußland.

Ueber das Manifest der Duma-Abgeordneten, das von Wlborig in Finnland aus an das russische Volk erlassen wurde, wird in der Russischen Korrespondenz folgende Bemerkung gemacht: Mit klaren Worten fordert es zum Widerstand gegen eine Regierung auf, die vielleicht nicht der Form nach, sicher aber de facto einen Staatsstreich verübt, und sich damit des Anspruchs begab, ihre Forderungen auf irgend einen anderen Titel stützen zu können als den der brutalen Gewalt. Der Gewalt der Autokratie wird Gewalt entgegengezetzt, das Volk hat nicht mehr ein nur moralisches Recht auf die Revolution, es verteidigt die Verfassung gegen die Willkür eines Despoten. Wenn es Geld und Soldaten verweigert, ist es das mit demselben Recht, mit dem sich der Rebelle dem Räuber widersetzt, der seine Forderungen nicht stützen zu können als den der brutalen Gewalt. Die Frage ist ausschließlich die, wer am Ende der Stärkere bleiben wird. Aber wir vertrauen auf die lebende Kraft des Freiheitsgedankens, und auf die durch die letzten Ereignisse ins Ungeheure gesteigerte Entschlossenheit der Massen. Die Bewegung kann ihnen keine andere Unterstüßung selber als die, daß es allen benachteiligten Schichten, dem Zarismus mit den Waffen in der Hand zu Hilfe zu eilen, widersteht, und daß es diejenigen an den Braganzen stellt, die sich etwas anschießen, das Verbrechen an der Menschheit zu begehen, den Despotismus petinmäßig zu unterstützen, vorausgesetzt, daß es solche Leute noch gibt, nachdem die Wlboriger Versammlung etwaige Anträge der Autokratie als für den Versammlungszustand unverbindlich erklärt hat. In diesem Falle wird durch die russische Freiheitsbewegung trotz aller Widerstände auf neuem Wege der Vereinigung der Arbeiter herbeigeführt, daß gegen die notwendigen Annahmen der Herrschaftsgewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zu scheitern werden, daß ein Herzoglicher Widerstand auch den gestreckten Armes eines Despoten beugen, die demütigste Behauptung seine schrecklichen Folgen zu vermeiden endlich erfolgreich sein kann.
„Groß und bewundernd“ nannte Schiller diesen Gedanken.

Die Hauptfragen des Jaren-Manifestes. Es ist nun natürlich, daß das Jaren-Manifest mit Ärgern vollgepflegt ist. Es ist überflüssig, sie alle aufzuzählen, wir wollen uns hier nur mit den zwei Hauptfragen befassen.

Mutterfreunden.

Roman von E. Salomon.

(Nachdruck verb.)

Friedel wußte selbst nicht, wie es kam, daß sein Herz höher schlug, wenn seine hübsche Führerin ihn mit den blauen, verwandenen Augen fragend anschaute. Doch hat er es nicht vermerkt, daß ganze hundertbeinige Kraxen, wie es sich in der Reflekt abspiegle, hatte, vor ihren Augen aufzurollen. Fast überkam es ihn wie Furcht, wenn er diese traumhaften Augen in Tränen schimmernd vor sich zu sehen wähnte. Geschlossen mußte es aber doch. Und besser hier in der feuchten, lundendurchtränkten Natur, als in einem dumpfen, geschlossenen Räume.

Schon längst hatten sie alle zum Worte gehörten Feder befestigt. Auch die Stelle hatte sie ihm gezeigt, auf der der Bauer seine tödliche Wunde erhalten hatte. Und noch immer schien seine Junge wie gelähmt.

Jetzt spritzten sie beide nebeneinander einem Gefäß zu, um von dem etwas anfeuchtenden Hügel die Umgebung zu überfluteten.

Rait noch senkend prallte die Sonne von dem hier hellen weichen Wolke ab. Einige Schmetterlinge fliegen am dem dunklen Wägen umher, um in dem nun täglich lemer merkwürdigen Sonnenchein die letzten Freuden ihres kurzen Daseins zu genießen.

„Wie schön ist es hier“, sagte Friedel unwillkürlich. „Vor uns die weite, in Sonnenlicht getauchte Welt, von der man sich mitunter so schwer trennen kann, und dazu hier die einladende feierliche Ruhe einsamlicher! Ist es nicht so, Friedel?“

„Freund“, groß sieht sie ihn an. „Wie hart das Klingt: Freund!“

„Wo darf ich Werta fragen?“ fragte er, indem es freudig in seinen Augen aufleuchtete.

„Gern, ganz Friedel!“ sagte sie einfach. „Ich lenne Sie doch schon länger Zeit!“

„Rum gut!“ lächelte er. „Dann aber dürfen Sie mich ebenfalls nur noch beim Vornamen nennen. Wollen Sie das?“

„Warum nicht?“ sagte sie leise, ihn dabei unbefangen anblickend. „Sicherlich nicht doch immer nur von den fremden Rait, so daß ich Sie eigentlich doch beim Vornamen lenne.“

Schwer legte er auf. Sie selbst hatte damit den Wagnis gezeichnet, welcher seine Junge bisher getraut hätte.

Er wußte nicht, wie es kam, daß seine hübsche Führerin ihn mit den blauen, verwandenen Augen fragend anschaute. Doch hat er es nicht vermerkt, daß ganze hundertbeinige Kraxen, wie es sich in der Reflekt abspiegle, hatte, vor ihren Augen aufzurollen. Fast überkam es ihn wie Furcht, wenn er diese traumhaften Augen in Tränen schimmernd vor sich zu sehen wähnte. Geschlossen mußte es aber doch. Und besser hier in der feuchten, lundendurchtränkten Natur, als in einem dumpfen, geschlossenen Räume.

Schon längst hatten sie alle zum Worte gehörten Feder befestigt. Auch die Stelle hatte sie ihm gezeigt, auf der der Bauer seine tödliche Wunde erhalten hatte. Und noch immer schien seine Junge wie gelähmt.

Jetzt spritzten sie beide nebeneinander einem Gefäß zu, um von dem etwas anfeuchtenden Hügel die Umgebung zu überfluteten.

Rait noch senkend prallte die Sonne von dem hier hellen weichen Wolke ab. Einige Schmetterlinge fliegen am dem dunklen Wägen umher, um in dem nun täglich lemer merkwürdigen Sonnenchein die letzten Freuden ihres kurzen Daseins zu genießen.

„Wie schön ist es hier“, sagte Friedel unwillkürlich. „Vor uns die weite, in Sonnenlicht getauchte Welt, von der man sich mitunter so schwer trennen kann, und dazu hier die einladende feierliche Ruhe einsamlicher! Ist es nicht so, Friedel?“

„Freund“, groß sieht sie ihn an. „Wie hart das Klingt: Freund!“

„Wo darf ich Werta fragen?“ fragte er, indem es freudig in seinen Augen aufleuchtete.

„Gern, ganz Friedel!“ sagte sie einfach. „Ich lenne Sie doch schon länger Zeit!“

„Rum gut!“ lächelte er. „Dann aber dürfen Sie mich ebenfalls nur noch beim Vornamen nennen. Wollen Sie das?“

Stunde, die Gemüthszeit zu haben, daß meinem Ernst selbst in seiner Todesstunde ein liebendes Herz zur Seite stand. Wieder wie vor einem Jahre sentte sich glütend der Sonnenball dem Horizonte zu. Auch heute sah die um ihren Geliebten Trauernde auf demselben Platz, auf dem sie damals ihrem Ernst das Geheimnis machte, daß sie Mutterfreunden entgegengehe. Ein roter Schieber legte sich über ihre trübsten Augen. Sie träumte sich zurück in der verlassenen Liebes- und alles um sich her dergelend, lennte sie sich schwer aufatmend an die Brust des treuen Freundes mit dem liebevollen erlösenden Ausdruck: „O, mein Ernst! Mein einziger Ernst!“

„Ein fester Taumel erlöste Friedel, als es das schwebende junge Weib an seiner Brust ruhen sah. Was klopfte sein Herz und mit Geduld mußte er sich halten, um die Willens- und nicht an sich zu reizen und glühende Küsse auf ihren Mund zu drücken. In den wenigen Stunden, in denen er in ihr Herz hineinzuwachen durfte, wie in ein aufgeschlagenes Buch, hatte er gefühlt, daß eine seltsame Wärme in sein Herz eingezogen war, so süßlich und doch so stürmisch, daß es selber davon erbeite.“

Und sie lag nun an seinem liebend verhängenen Herzen schon beugt er sich vor, der Geliebten den ersten innigen Kuss auf die Lippen zu drücken. Da tönt der fragende Laut an sein Ohr: „O, mein Ernst! Mein einziger Ernst!“

Ein eiliger Gang legt sich auf sein ungelühtes hochendes Herz, und die Rebel steigt es auf vor seinen Augen. Ein wildes Gefühl von schmerzlicher Enttäuschung bemächtigt sich seiner. Er will sie von sich lösen, weit, weit fort von sich und dann hinwegzuziehen aus diesem unheilvollen Raum — da tritt ihm ein trauerndes Weib aus ihren tiefblauen trübsten Augen, und süßlich, wie ein Bruder der Schwere, drückt es süßlich einen lieben Kuss auf ihre Stirn.

„Ein ahnender Schauer zuckt bei dieser fernen Berührung seiner Lippen durch ihr trauerndes Herz. Seine Bewegung verbergt, erhebt sie sich plötzlich vom Boden, um mit eigenartigen, widerleitenden Gefühlen der entzündlichen blutroten Sonne nachzugehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf um einen deutschen Mann.

Zur Reichstags-Verfassung im Wahlkreis 13, die durch den Tod eines Genossen frühzeitig notwendig geworden ist, wird der Herrsch. Bg. geschrieben:

Die Nachricht, daß der reaktionär-liberale Professor Dr. H. H. H. als gemeinsamer Kandidat im Auge gefaßt ist, entspricht nicht den Tatsachen. Persönlichkeiten wie H. H. H. sind überhaupt nicht geeignet, eine Einigung der Liberalen ins Werk zu setzen. Schon im Jahre 1903 wurde in Leipzig-Stadt gerade die Kandidatur H. H. H. als reaktionär-liberaler Kandidat abgelehnt, und als es zu einem Wahlkampf zwischen H. H. H. und dem Sozialdemokraten Mollerer, da unterließ es die reaktionär-liberale Partei, eine Stichwahl abzugeben. Ein gegenseitiges Verhalten würde auch in den Reihen der aufrecht liberal gesonnenen Männer gar nicht verstanden werden. Falls Professor Dr. H. H. H. wirklich im 10. schlesischen Reichstagswahlkreis auf dem Schild erhoben wird, so wird er nicht Kandidat der vereinigten Liberalen sondern der vereinigten Reaktionäre, der Konservativen, Antisemiten und Reaktionärliberalen sein. Aus den Reihen der Freisinnigen kann eine Kandidatur H. H. H. niemals Unterstützung finden.

Wie die Staatsbürger-Bg. mittels, fand am Freitag nachmittag in Döbeln die erste Vorberedung seitens der bürgerlichen Parteien statt. Dr. H. H. H. wurde von den Anwesenden gewünscht, aber die linksliberalen Leuten ist in a b, ebenso der Bund der Landwirte. Der linke Flügel der Nationalliberalen empfiehlt den Synodus des Verbandes sächsischer Industrieller Dr. Stresemann. Die antilemischen Reformen würden vorausichtlich selbständig in den Wahlkampf eintreten, als ihr Kandidat soll zunächst der Landwirt Gust. Gabel in Kletzig, der frühere Reichstagsabgeordnete für Mecklenburg, vorge schlagen werden. Außerdem haben aber die Reformen noch einen Professor und einen Reichsrat in petto.

Dagegen wird dem Herrn Cour. berichtet, die Vertrauensmänner leiten einstimmig für die Kandidatur H. H. H. gewesen. Wer hat nun recht?

Ein geborener Gesetzgeber. In's Herrenhaus berufen wurde der Fideikommissbesitzer Georg Graf Schlieben auf Sandbitten im Kreise Wehlen auf Grund der Vererbung.

Das amtliche Ergebnis der Reichstags-Wahl im Rintelnscheidsdorf hat ergeben: Abgegeben wurden 14822 gültige Stimmen. Im Stichwahl kommen Herzog, Bürgermeister in Oberkrichen (Deutschnational), auf den 6318 Stimmen und Statorordner Ostf. Besterlein, Hellmershausen (Sozialdemokrat) auf den 3905 Stimmen entfallen sind.

Ausland.

Österreich. Der Wahlrechtskampf. Die Sozialdemokraten in Prag hielten am Sonntag eine massenhafte Versammlung ab. Alle Redner sprachen sich angedeiht des Kompromisses zwischen den Deutschen und den Tschechen über die Mandatswahl in Böhmen für abwarten aus. Gleichzeitig wurde erklärt, daß die Arbeiterbewegung es mit allen Mitteln verhindern werde, daß die kommenden Reichstagswahlen auf Grund der bestehenden Wahlordnung durchgeführt werden. Jeder weitere Versuch, die Wahlreform zu verzögern oder durch das Birunalwahl-System zu verwickeln, werde an dem geschlossenen Widerstand der organisierten Arbeiterbewegung scheitern. Ein 'schräger' Leutnant. Der Oberleutnant Galay de Gagaras in Vojen hat den Kaiserjägerpatrouillenfürher Stellung wegen Insubordination im Giebel durch Sabelhiebe schwer verletzt. Nach dem ersten Hiebe rief Hauptmann Weiskopf dem Oberleutnant zu: 'Jetzt lassen Sie ihn in Ruhe!', worauf der Oberleutnant entgegnete: 'Das werde ich selbst beantworten.'

Schweiz. Der Militarismus muß geschnitten werden. Wegen Verteilung antimilitaristischer Literatur unter das aufgebotene Militär wurden in Zürich mehrere Personen verhaftet, darunter zwei sozialistische Mitglieder des Kantonsrates. Die Aburteilung erfolgt durch das Militärgericht.

Frankreich. Kapitalistische Brutalität. Die Witwen der Opfer der Grubenkatastrophe von Courrières wurden in Kenntnis gesetzt, daß sie von jetzt ab für die von ihnen bewohnten Häuser oder Wohnungen Miete zu zahlen haben oder die Häuser räumen müsten.

Dänemark. Eine sozialdemokratische Interpellation an den Justizminister. In der kurzen Sommer-session des dänischen Reichstags, die in der vorigen Woche eröffnet wurde und hauptsächlich zur Prüfung der Mandate des neugewählten Folketings und zum Empfang der Mitglieder des Isländischen Altings, die gegenwärtig in Dänemark zum Besuch weilen, dienen sollte, konnten unsere Parteigenossen nicht umhin, den Justizminister Albert mit einer Interpellation zu beschäftigen. Sie richteten an ihn die Frage, ob er willens sei, dem Reichstags jetzt oder sofort nach Beginn der ordentlichen Session im Oktober dieses Jahres Änderungsanträge zu dem Gesetz über Entschädigung für unverduldete erlittene Untersuchungshaft und Strafe, sowie über die Beziehung der Kosten öffentlicher Strafprozesse vorzulegen.

Die Interpellation wurde dadurch beantwortet, daß gerade jetzt wieder ein Mann, ein Arbeiter, die Qualen einer unverduldeten Untersuchungshaft erdulden mußte und 27 Tage lang in der, bei der dänischen Strafprozedur üblichen inquisitorischen Weise eingekerkert wurde, und zwar auf Grund einer von vornherein nicht zweifelhaft erscheinenden Anklage, einen 100 Kronen wertvollen Gegenstand zu haben. Der Mann ist freigesprochen worden, weil man auch nicht den geringsten Beweis einer Schuld beibringen konnte. Daß er aber Erstattung für die Untersuchungshaft erhalte, hängt nach dem geltenden Gesetz davon ab, daß er selbst seine Unschuld beweist, und diesen Beweis werden die Klugen Herren der Justiz vielleicht nur dann für erbracht ansehen, wenn der 100 Kronenwert zufällig wieder auftaucht, oder nachgewiesen wird, daß ihn ein anderer geschnitten hat.

In kroemem Gegensatz zu der schmachvollen Behandlung, die dieser Arbeiter im Gefängnis erdulden mußte, sieht die ausgeübte Höflichkeit und Bewirtung, die dem eingesperrten 'Korruptor' Steffen teil wird, der für viele tausend Kronen wertvolle Stücke aus der königlichen Porzellanfabrik verschwand und den Betrag verpulvert hat. Ein anderer großer Schwindler, ein Stammhändler und Großgrundbesitzer, der

Zweck nicht mehr erscheidenden Gesetze auf gesetzlichem Wege Hilfe zu schaffen. Das alte Regime wird eine Verjüngung erfahren, doch muß die Ordnung vollständig wiederhergestellt werden. Sie müssen also in dieser Hinsicht eigene Initiativen zeigen, da auf ihnen die Verantwortung ruht. Ein entscheidender und energischer Wille, der sich in dieser Weise äußert, wird von dem besseren Teile der Gesellschaft zweifellos unterstützt werden.

Die Presse ist vollständig genehmigt, die regierende Verwaltung behält alle politischen Tageszeitungen in Petersburg konfiszieren lassen. Es erscheinen jetzt nur noch drei Zeitungen; es sind dies die von der Regierung ausgehenden Nachrichtenblätter 'Pravda', 'Nowoje Wremja' und 'Petersburger Wochenschrift'. Selbstverständlich sind auch in der Provinz umfangreiche Konfiszierungen von Zeitungen vorgekommen.

Diese Maßnahmen zeigen aber brutalen Borniertheit die Krone auf. Das russische Volk wird auch ohne Zeitungen und vielleicht noch besser durch diese Kunde von den Gewalttaten der Regierungskursen erfahren.

Die Duma-Abgeordneten sind aus Wladiwostok wieder in Petersburg eingetroffen. Es wird mit der Verhaftung sämtlicher Abgeordneter getrachtet.

Die Ruhe vor dem Sturm herrscht auch gestern noch in den Kreisen der revolutionären Parteien und Arbeiter. Es bedarf selbstverständlich keiner Vorbereitungen, ehe man zu einem entzweiten Gegenstand ausbrechen kann. Vorbereitete und vereinigte Kräfte würden den ganzen Blutumbau durch die erwünschte Gelegenheit geben, mit den tschechischen und russischen Gewehren vorzugehen, der Entscheidungskampf der Revolution würde dadurch nur gefördert werden. Es ist zu hoffen und anzunehmen, daß die revolutionären Parteien aus den bisherigen Ereignissen der Revolution gelernt haben und nunmehr in eine geschlossene, einheitliche Aktion treten werden. Wie es heißt, wird am nächsten Sonntag der Generalkonferenz über ganz Rußland stattfinden werden. Außer den Eisenbahnern werden auch die Post- und Telegraphenbeamten daran teilnehmen.

Die Sozialdemokratie ist in Petersburg und Litauen sofort die Arbeiterbewegung in Petersburg an, sich zum Zusammenwirken mit den russischen Arbeiterbewegungen bereit zu halten, aber vorläufig keine gewaltsamen Aktionen zu unternehmen.

Die Armee ist schon seit langem kein abso sicherer Hort der Reaktion mehr, die revolutionäre Bewegung hat sich schon bei vielen Truppendien Eingang verschafft. Inmitten steht den Zarenherrscher noch eine zahlreiche, verteilte und unauflösbare Subalternen aus. Deren Abstand und Zarenherrscher man nach altem Brauch durch tschechische Schanzarbeiten auszuweisen suchen wird. Das wird aber nicht hindern, daß auch die Armee im gegebenen Momente verlassen wird, daß die Revolution in ihr die Oberhand gewinnen wird. Die Anzeichen hierfür mehren sich von Tag zu Tag. So veröffentlicht der Vizepräsident der Duma, Gredenski, der den Kreis Charkow vertritt, im Namen einer Anzahl Unteroffiziere in Sibirisland folgenden Brief: 'Die Zeit ist nahe, wo die Regierung die Armee nicht auf ihrer Seite finden wird. Die Armee ist nicht mehr die ihre, die vor dem Krieg mit Japan. Wir wissen jetzt, daß wir alle, das Heer und die Unwissenheit ertragen, wenn wir leben. Mögen der Krieg, der Justiz, und der Minister des Innern wissen, daß wir Soldaten jetzt bewußt ein Teil der Nation sind, und keine Sorgen vor seine Hoffnungen teilen. Es wäre besser, wenn die Offiziere uns jetzt nicht beschließen wollten, auf unsere Familien zu schießen.'

Und aus Helsingfors wird gemeldet: Das 1. und 2. finnische Infanterieregiment verließ sich am Montag einstimmig, der Aufforderung des Gouverneurs zur Belegung des Stabshauses und des Bahnhofs zu entpreden. Das erste Bataillon des Hohen-Regiments erklärte sich mit dem Meuterei solidarisch. Der Gouverneur hat telegraphisch aus Petersburg Truppen zur Ausrückung der Ordnung erbeten.

Ueber die Lage in Moskau wird gemeldet: Außerordentlich herrscht völlige Ruhe. Weder Straßenaufzüge noch sonstige Demonstrationen werden veranstaltet. Die Arbeiter-Verbandsverbände herrscht friedlich die weiteren Schritte. Die Komitees der einzelnen politischen Parteien beraten über die durch die Duma-Auflösung geschaffene Lage. Die Moskauer Garnison wurde durch aus den Lebnungs-Lager herangezogene Truppenteile erheblich verstärkt. Die Polizeiposten wurden in Patrouillen verwandelt, die nachts aus vier, tagsüber aus drei Schuylenten bestehen. Sämtliche Bahnhöfe werden von starken Militärabteilungen, von Genarmee und Polizei stark bewacht, ebenso die nächsten Bahnhaltungen. Gepanzerte Züge mit geheizten Lokomotiven stehen bereit. Der Bahnhof der Moskwaab ist von einer Maschinenwerkzeug-Kompagnie besetzt. Unter den Eisenbahnen herrscht große Erregung. Hausdurchsuchungen und Massenverhaftungen dauern fort. Die Zeitungen Putz und Nowosti Dnia sind verboten.

Judenbeschwerden. Die Russ. Korresp. erhielt gestern abend folgendes Telegramm aus Petersburg: 'Nachdem die meisten Zeitungen ungedruckt sind, empfiehlt heute die Nowoje Wremja, das Organ Stoljpins, in unerschöpflich großer Weise die Austreibung aller Juden aus Rußland. Der Artikel darf als ein Zeichen gelten, welche Tendenzen zurzeit hier die Oberhand haben. Die Ausführungen werden sehr ernst genommen und werden es sein.'

In Döbeln haben gestern die Judenmehreien schon begonnen. Straßen und Gehsteige flanden sich die von den Juden vertriebenen, Äden und ich ernten alles, was sie mitführen konnten. Der Anstieg der Minderungen kam es zu Zusammenstößen zwischen Juden und Polen, wobei mehrere Juden getötet wurden. Die Panik unter der Bevölkerung nimmt immer größere Dimensionen an.

Ueber das Gemeinwohl wird weiter gemeldet: Das Gemeinwohl in den Straßen war gestern, als der Pogrom begann, unerschütterlich. Der Präseil war nicht imstande, einzugreifen, und konnte die Zerstörungen, welche die Kolonen anrichteten, Einhalt gestehen. Mehrere Gouverneure erklärten, sich so lange zu weigern, die Juden zu beschließen, bis die nicht ihre Vaterlandsliebe dadurch bezeugt hätten, daß sie ihren Beitritt zum patriotischen Verband erklären. Die Minderungen in den Vorstädten Obdass selbst der Kolonen werden erst gegen Abend eingeleitet. Die Einwohnern haben sich massenweise im Zentrum der Stadt versammelt, wo alle Häuser und Gassen überfüllt sind. Die Behörden verhalten sich passiv.

Die erste liegt in der Behauptung: 'Endlich unternahmen die Vertreter des Volkes maßvolle ungesetzliche Handlungen, um den Ruf nach dem Volk zu leiten.' In dieser Behauptung ist einmal falsch, daß die Duma ein 'Ruf' an das Volk beschloss hat. Es war kein Ruf in rechten Sinne des Wortes, sondern eine aufgeworfene Frage über die auf die falschen Angaben der Regierungsbekanntmachung in bezug auf die Rolle der Duma in der Frage. Und worin besteht nach anderen ihrer 'Ungesetzlichkeit'? Darin, wird offiziell behauptet, daß die Duma eigenmächtig sich an das Volk wendet, was ihrer Verfassung nach nicht zuzulassen. Das ist richtig, aber ebenso richtig ist es, daß auch die Regierung kein Recht besitzt, selbständig und eigenmächtig sich an das Volk zu wenden. Die Staatsgewalt befindet sich laut Verfassung nicht nur in den Händen der vollstehenden Behörde, sondern auch in dem Maße in den Händen der Volksvertretung. Die Volksvertretung und die Regierung sind nach der Verfassung aneinander gebunden und keine darf ohne die andere sich an das Volk mit bestimmten Anrufen wenden. Noch weniger ist es verfassungsmäßig zulässig, daß in diesen Anrufen ein Faktor der Staatsgewalt sich gegen den anderen mit irgend welchen Beschuldigungen oder Vorwürfen wendet. Das aber hat gerade das Gorenstische Kabinett getan. Die erste ungesetzliche Handlung ist die formelle Verhaftung - ein so mit nicht von der Duma sondern von dem Kabinett aus. Die Duma befindet sich im Zustande der Notwehr, und somit ist es festens der Regierung Lüge und Heuchelei, wenn sie die Duma der Ungesetzlichkeit beschuldigt.

Die zweite große Lüge des Zarenmanipuliers ist nicht so kompliziert wie die erste. Jedes Kind in Rußland und jeder Zeitungsläser im Auslande weiß, daß die Zarenkrisen und zwar in allerhöchster Form längst vor dem Zusammentritt der Duma begonnen haben, und jeder weiß auch, daß die Duma in dieser Richtung eher beruhigend als aufhebend gewirkt hat. Sie hat stets den Standpunkt vertreten, daß die Wauern geduldig auf die gesetzliche Entscheidung ihrer Tage warten müssen und sollen, und sogar in dem intimsten 'Mutter' wendet sie sich an die Wauernschaft mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß sie sich ruhig verhalten werden. Angesichts dieser Tatsachen kann jeder die freche Unverschämtheit der russischen Regierung bewerten, die in ihrem Manifest diese behauptet, die Wauern, die durch beratliche Ungleichheiten der Duma gewonnen wurden und auf eine gesetzliche Besserung ihres Schicksals warten, gingen in einem Kette von Besetzen zur offenen Wändrung, zur Zerstörung fremden Eigentums und zum Ungesetzlichen gegen das Gesetz und gegen die rechtmäßigen Behörden über.

Auf welche Schichten der Bevölkerung hat die Regierung gerechnet, als sie sich entschloß, diese in die Augen springende Lüge in ihr Manifest aufzunehmen! Der Zar ließ sich von seinen schürchlichen Ratgebern durch solche Lügen beeinflussen und beging eine Tat, die er teuer zu bezahlen haben wird.

Ueber die Situation am Zarenhofe äußerte sich einem Vertreter der russischen Korrespondenten gegenüber ein hervorragender russischer Persönlichkeit, die sich auf der Demoreise von Frankfurt nach Petersburg kurze Zeit in Berlin aufhielt, folgendemmaßen:

Sticht man von einzelnen Akzenten ab, so wird das nächste große Ereignis der Duma die Revolution sein. Denn hat die Duma sich mit ihrer jugendlichen Eifer mit verstanden über den Status unserer Angelegenheiten, so hat die Revolution im Innern groß werden lassen, und sie führt nun diesen Ereignissen den Staatsbankrott zu. Ich weiß, man erkaunt in Europa über die Anstaltsigkeit derer, die unsere Geschicke lenken. Man sucht immer noch nach der Staatsform, und wäre es auch eine reaktionäre, die sich bei uns betätigen soll. Ganz mit Unrecht. Man muß sich von solchen Voraussetzungen frei machen. Ein Mann wie Witte hätte noch Ideen: aber er konnte sie nicht verwirklichen. Die anderen nach ihm sind zum Teil honeste, aber ganz unbedeutende Bürokraten, die auch nichts durchsetzen können, und die hinter der Bühne sich verborgen müssen, daß eine Volksvertretung in die Winkel und Ecken des alten Staatsgebäudes hineinleuchtet. Noch andere sind Fideisten und Bornierte, ihre Formel ist eine sehr einfache: wer mit der bestehenden Staatsordnung nicht zufrieden ist, wer sie gar ungelassen will, ist ein Verbrecher. Schwere Verbrecher aber läßt man hängen oder erschießen, und wenn nur erst eine genügende Anzahl dieser faulen Worte unerschütterlich gemacht ist, dann wird schon wieder Ruhe und Ordnung herrschen.

Das Wort Diktatur hat für die Karren eine magische Bedeutung. Diktatur ist ihnen Mittel, abgesehen doch seit Wladiwostok mit dem inneren Verbrechen immer Diktatur gerechnet hat, und abgesehen es doch seit Wladiwostok immer anstößlicher werden ist geworden ist. Für Trepow so freilich der ein Feindnis, aber der Worte Diktatur eine andere Fassung. Man wird dem Zaren erlauben, daß man ihn mit dem klugen Geschäft, Ordnung zu stiften, nicht beladen könne. Das muß ein Diktator sein. Diese Einstellung von jeder unmittelbaren Verantwortung entspricht auch der Individualität des Zaren. Es ist anzunehmen, daß Trepow und ein Großfürst sich in die Arbeit stellen werden, und es könnte sich dann neben der Revolution im Lande eine Palastrevolution vorbereiten. Diese Möglichkeit wird im Auslande viel zu wenig beachtet; vorausgesetzt ich eine mit der Palastrevolution, durch die der Zar fast beiseite geschoben wird. Das wird nicht zu schwer sein, denn der Zar hat das ganze Ansehen, das am Namen haften, im Volk eingebüßt; den Rest gibt ihm zweifellos die Duma-Auflösung. Und mit der Entwidmung sind eine Reihe der Befürworter der Duma-Auflösung sicher einverstanden. Wir gehen also zunächst der Anarchie entgegen, viel Blut, fürchte ich, wird fließen, und die verendenden Romanows werden schließlich die Zede mit ihrer Krone abgeben. Die Romanows selbst zwingen die Bevölkerung dazu, ihre Entrennung ins Auge zu fassen. Ich zweifle nicht, daß dieser Gedanke jetzt in Kreisen Fortschritte macht, die durchaus monarchisch gesinnt waren.

Des Premierministers Stoljpin erste Regierungstätigkeit ist ein Erlaß an die Generalgouverneure, Gouverneure und Präsesien, in dem denselben eine volle Willkürherrschaft eingeräumt wird. In dem Erlaße heißt es: 'Ruhestörungen müssen unterdrückt, revolutionäre Umwandlungen mit allen Mitteln niedergeschlagen werden. Die gesetzlichen Maßnahmen, die es erregt, sind genau zu ergreifen. Der Kampf richtet sich gegen die Gesellschaft selbst. Die Absichten des Zaren sind unerschütterlich. Die Regierung ist fest entschlossen, durch Befestigung und Aenderung der alten, ihren



von einem Kaufmann wegen Betrugs um 1000 Kronen angeklagt wurde, läuft krank und frei herum.

Diese Ereignisse lassen eine Kritik der „Rechtspflege“ und eine Runderkundung des Gesetzes um so notwendiger erscheinen. Gleichwohl erklärt nun der Justiz- und Polizeiminister Alberti, daß er die Anfrage unserer Genossen nicht beantwortet wolle, daß der Reichstag nach Hause geschickt werden solle, sobald er seine Funktion als Vortritt des Präsidiums Alltags vollführt habe. Unsere Genossen werden selbstverständlich diesen ungeachtet alles aufstehen, um endlich einmal mit jenen schreienden Mißständen aufzuräumen.

Das deutsche Courrieres vor Gericht.

N. Dortmund, 24. Juli 1906.

Erster Tag.

Unter starkem Andrang des Publikums begann gestern der Prozeß gegen den Betriebsführer Ritter von der Zeche Borussia.

Den Vorsitz führt Landgerichtsdirektor Becker. Die Anklage vertritt der Erste Staatsanwalt Dr. Schulze. Als Verteidiger stehen dem Angeklagten Justizrat Dr. Wallachstein und Rechtsanwalt Kohn-Dortmund zur Seite. Zu der Verhandlung sind über 80 Jurgen und mehrere Sachverständige geladen.

Die Anklage lautet nicht auf fahrlässige Tötung, sondern nur auf fahrlässige Körperverletzung. Außerdem hat Ritter sich wegen Übertretungen von Bestimmungen bergpolizeilicher Vorschriften zu verantworten. Die Paragraphen lauten:

§ 41. Die Anwendung offener Plätze ist in allen Grubenräumen mit Ausnahme der zutage gehenden einziehenden Schächte, der zu diesen gehörigen und in unmittelbarer Nähe der Füllörter gelegenen ausgemauerten Maschinenräumen und Füllörter verboten. In letzteren beiden ist offenes Licht nur an feuergefährlichen Stellen in Stand- oder Hängelampen gestattet. Auch in einziehenden Schächten darf offenes Licht nur gebraucht werden, wenn eine vorhandener Dolansatz in feuchtem Zustande erhalten wird, so daß ein Zutrandgehen desselben ausgeschlossen erscheint.

§ 112. An den Gängebauten und denjenigen Füllörtern einziehender Schächte, an denen eine Brandgefahr nicht durch natürliche Feuchtigkeit ausgeschlossen erscheint, müssen Hydranten vorhanden sein, die jederzeit betriebsfähig sind. Die Ursache des schrecklichen Unglücks war bekanntlich eine Petroleumlampe, die entgegen den Bestimmungen des oben zitierten § 41 vollständig ungeeignet an einem sogenannten Füllort hing. Ein jüngerer Bergmann, der Grubenholz beiseite schaffte, stieß an die Lampe, der Petroleumbehälter ging entzündet, das Petroleum ergoß sich über das trodrene Grubenholz, und das Unglück war da. Das Feuer fand in der Holzzimmerung und dem trodrenen Kohlenstaub reichliche Nahrung; in wenigen Minuten stand auch die stark mit Del durchtränkte Stützholzzimmerung in Flammen. Von den 80 Bergleuten, die in dem sog. Nordfelde, wo der Brand ausbrach, arbeiteten, waren nun von den übrigen abgetrennt. Etwa der Hälfte von ihnen war es möglich, durch die immer weiter züngelnden Flammen zu flüchten. Für die Zurückgebliebenen gab es keine Rettung mehr. Ein Verbindungssteg zum Luftschacht vom Nordfelde existierte nicht.

Aber vieles, vielleicht alles hätte vermieden werden können, wenn die Vorterrichtung nicht so grenzenlos gewesen wäre, wenn die Verriegelung nicht aus Sparjamteisröhren eine mangelhafte gewesen und wenn die vorchriftsmäßige Abschließung und Schläuche vorhanden gewesen wären. Die Wettertüren funktionierten auch nicht, und das alles, obwohl einige Monate vor dieser Katastrophe durch dieselbe Lampe ein Brand entzündet war, der allerdings damals rechtzeitig gelöscht werden konnte.

Der Betriebsführer Ritter scheint im übrigen ein recht willfähriges Werkzeug der vorrichtigen Aktionäre gewesen zu sein. Die Klage, er zwinge den Kameradschaften schädliche Erdinge auf und drohe mit sofortiger Entlassung, wenn die Bedingezettel nicht unterschrieben würden, war damals weit verbreitet. Nach dem vorjährigen Streik soll Ritter dann noch Schroffer und heraus-

fordernder geworden sein. — Ritter ist im Jahre 1871 in Breheim bei Minden geboren und wegen fahrlässiger Brandstiftung mit einer Geldstrafe verurteilt.

Nach Verlesung des Eröffnungsbeschlusses richtet der Vorsitzende an den Angeklagten die Frage: Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig?

Angkl.: Nein.

Auf Veranlassung des Vorsitzenden äußert sich der Angeklagte über seinen Bildungsengang. Ritter hat zunächst die Volksschule in Breheim und nach dem 1 1/2 Jahre die Fortbildungsschule besucht. Dann ist er Schlehler und später Bauer geworden. Von 1892 bis 1895 hat er geübt, nachher ist er wieder Bergmann gewesen. Dann hat Ritter sich auf der Bergschule in Bochum die Befähigung zum Steiger mit dem Prädikat gut und später die Qualifikation zum Betriebsführer mit dem Prädikat ziemlich gut erworben. Nachdem er dann als Hilfssteiger und Steiger auf verschiedenen Gruben, zuletzt auf Friedrich der Große tätig gewesen ist, bewarb er sich um die Betriebsführerstelle auf der Zeche Borussia. Diese Stelle hat er am 1. Februar 1905 angetreten. Das Gehalt betrug zunächst 350 Mf. monatlich, später sollte Ritter 400 Mf. monatlich erhalten.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob er das sogenannte Rechenbuch, in dem die gesamten bergpolizeilichen Bestimmungen und Verordnungen gesammelt sind, durchgesehen habe, erklärt der Angeklagte: Ich habe das Buch zum Teil gelesen. Auf die Vorhaltung des Vorsitzenden, daß es doch die Pflicht des Betriebsführers sei, das ganze Buch zu lesen, erwiderte Ritter: Das Buch ist 300 Seiten stark. Ich habe nicht alles behältet, was da in ihm steht.

Bei seinem Dienstantritt ist Ritter durch den Betriebsdirektor Lindemann in sein Amt eingeführt. Lindemann und Ritter haben die Grube dann gemeinschaftlich befehlet. Der Vorsitzende befragt dann eingehend durch Befragen des Angeklagten die Dienstfunktion der Steiger, des Fahrleiters und des Betriebsführers. Die Verantwortlichkeit für den Betrieb, in dem das Unglück entstand, ist, gibt der Angeklagte zu.

Landgerichtsdirektor Becker: Die Anklage legt Ihnen zunächst zur Last, daß Sie eine offene Petroleumlampe entgegen den bergpolizeilichen Vorschriften an einem nicht feuergefährlichen Ort haben verwenden lassen. An dem Ort lag viel Kohlenstaub. — Angkl.: Die Lampe durfte da brennen.

Vors.: Sie kennen die Vorschriften über die Verriegelung. Wurde die fünfte Sohle verriegelt? — Angkl.: Nein, auf der fünften Sohle hielt ich es nicht für nötig.

Vors.: Früher war es aber geübt. Ihr Vorgänger hatte das Verriegeln der fünften Sohle ausdrücklich angeordnet. — Angkl.: Ich hielt es nicht für nötig. Die Leute hatten sich besahmert. Sie wurden nach.

Vors.: Weshalb hatten Sie kein Telephon auf der fünften Sohle? — Angkl.: Das ist nicht vorgegeschrieben.

Vors.: Um Sie nur, was vorgegeschrieben ist? Im vorliegenden Falle wäre eine solche Einrichtung doch sehr nützlich gewesen. — Angkl.: Wer denkt an einen solchen Fall?

Vors.: Die bergpolizeilichen Vorschriften schreiben zwei fahrbare Ausgänge vor. Waren diese vorhanden? — Angkl.: Es waren sogar drei vorhanden.

Vors.: Es wird bemängelt, daß der Despeler Luftschacht nicht in Ordnung war. — Angkl.: Der Luftschacht war in Ordnung.

Vors.: Waren nicht einige Sprossen defekt? — Angkl.: Am Freitag vor dem Unglück habe ich die Strecke befehlet. Es waren nur zwei Sprossen entwei.

Vors.: Die Bestimmungen schreiben eine Signalvorrichtung vor. War die vorhanden? — Angkl.: Es war ein Drahtzug vorhanden, der bis in die sechste Sohle ging. Außerdem waren auf den Sohlen an den Schächten Wischen eingehaut. Man konnte von hieraus nach den anderen Sohlen sehen.

Der Vorsitzende kommt dann noch einmal auf den Wasserstich in der Grube zu sprechen. Ritter erklärt, daß die Verriegelungsanlage immer unter dem ganzen Druck der Wasserleitung gestanden habe. Außerdem sei in der Grube ein Reiterbock zum Sammeln des Grubenwassers vorhanden gewesen. Das Wasser sollte bei einem entz. Brand verwendet werden. Das Reiterbock sei mehrere Male übergelaufen.

Vors.: Wessen Sache ist es, für die vorchriftsmäßige Verriegelung zu sorgen? — Angkl.: Jeder Steiger muß für sein Revier sorgen.

Vors.: Auf der fünften Sohle hielten Sie aber eine Verriegelung nicht für erforderlich? — Angkl.: Nein, die fünfte Sohle war natürlich befestigt.

Staatsanw.: Neben den anderen Personen, die die Verriegelung zu veranlassen hatten, blieb der Angeklagte aber selbst hierfür verantwortlich. Ich bitte, den Angeklagten darnach zu fragen.

Der Angeklagte bejahte die Frage. Staatsanw.: Nach § 33 der bergpolizeilichen Vorschriften ist es Sache des Revierbeamten, anzuhören, ob irgendwo die Verriegelung im Betriebe angefertigt werden soll.

Ang.: Ich hatte das zu bestimmen. Vors.: Sie legen sich die Bestimmungen selbst aus. — Ang.: Nein. Wo verriegelt werden soll, habe ich zu bestimmen.

Vors.: War der Ort, an dem die Lampe hing, ausgemauert? — Ang.: Das war nicht notwendig. Die Lampe hing nicht am Füllort sondern am Schacht.

Vors.: Der Schacht bildete doch eine Wand des Füllortes. Ang.: Die Lampe durfte aufgehängt werden, weil der Ort feuergefährlich war.

Vors.: Die Lampen müssen aber so angebracht sein, daß ein Brand nicht entstehen kann. — Ang.: Es konnte auch kein Brand entstehen. Die Lampe ist mit einem schweren Stempel heruntergestoßen. Mit dem Stempel Ritter zeigt auf den in der Sohle liegenden Stempel hole ich Ihnen den ganzen Kronleuchter hier im Saale herunter.

Vors.: Sie müßten sich aber doch nach den allgemeinen Erfahrungen des praktischen Lebens sagen, daß ein Brand sehr leicht einmal entstehen konnte. — Ang.: Ich habe genug zu tun, wenn ich die bergpolizeilichen Vorschriften befolge.

Vors.: Die Lampe soll monatelang ohne Glas gewesen sein. Außerdem hat der Ring gefehlt, der den Petroleumbehälter festhält. Haben Sie sich die Lampe nicht angesehen? — Ang.: Ich habe nichts Ausgewöhnliches an der Lampe bemerkt.

Vors.: Ist Ihnen nicht bekannt, daß im Herbst 1904 auf Zeche Borussia dieselbe Lampe von einem Bergmann mit dem Kopf heruntergestoßen wurde? — Ang.: Ja, das ist es, aber damals nicht. Auf anderen Gruben stehen einfach die Lampentische auf den Füllorten.

Vors.: Haben Sie die Vorrichtungen so vorgefunden? — Ang.: Ja.

Vors.: Waren genügend Hydranten und Schläuche auf der Zeche vorhanden? — Ang.: Sowohl Hydranten als auch Schläuche waren vorhanden.

Vors.: Die Abschluß-Vorrichtungen sollen vollständig wertlos gewesen sein? — Ang.: In der Theorie läßt sich das alles gut sagen. In der Praxis ging es aber nicht anders zu machen.

Vors.: In vorliegendem Falle haben die Wettertüren aber doch nichts genützt. Die Abschlußvorrichtungen waren direkt töricht.

Ang.: In diesem Falle ja. Wäre der Brand auf der 6. Sohle entzündet, dann wären sie gut.

Vors.: Haben Sie nirgend, etwa auf der Bergschule, Anwendung erhalten, wie man sich bei einem solchen Unglück zu benehmen hat. Ang.: Nein.

Vors.: Hatten Sie auf Borussia Rettungsmannschaften oder eine Feuerweh? Ang.: Nein.

Vors.: Waren denn Rettungsapparate vorhanden? Ang.: Nein. Wir haben welche von Zeche Germania geholt. Auf Veranlassung des Verhandlungsleiters äußert sich Ritter dann über die Ereignisse des Unglückstages: Am fraglichen Morgen um 9.30 vormittags kam ein Anschläger zu mir und meldete, der Anschläger der 6. Sohle rufe, er bringe Wasser aus der 5. Sohle ein. Gleich darauf kam der Steiger Hausmann zu mir und rief mir entgegen: „Es brennt auf der 5. Sohle.“ Ich telephonierte sofort zur 6. Sohle, man solle durch den Luftschacht zu Tage gehen. Sodann fuhr ich mit dem Steiger Feldhaus in den Schacht. Wir kamen

Inventur-Ausverkauf.

ca. 10500 Stück
Knaben- und Mädchen-Mützen
 besteh. a. Matrosen-Mützen, Jockey-Mützen, Schirmmützen etc.
 Besonders empfehle einen Posten
Kieler Matrosen-Mützen 25 Pf.
 aus vorzüglichem Waschstoff das Stück

ca. 14000 Stück
Damen-, Herren- u. Kinderwäsche
 nur erstkl. Qual., besteh. a. fein Damen-Tag- u. Nachhemden mit Madeira-Stückerei, Piqué-Jacken, Rücken, Beinkleidern etc.
 Besonders empfehle einen Posten
Damen-Hemden mit Languette 98 Pf.
 das Stück

ca. 12000 Stück
Damen-Blusen,
 Kostüme, Kostüm-Röcke, Kinder-Kleider,
 Damen-Jacketts, Staubmäntel etc.
 zu überraschend niedrigen Preisen.

Besonders empfehle einen grossen Posten
Weisse Blusen.
 Indisch Mull mit reicher Stickerei und Säumchen, das Stück 2.50
 ho-helegant
 Prima Leinen mit reicher Stickerei, elegante Verarbeitung, sehr vornehm das Stück 2.00
 Prima Batist mit Einsatz oder Säumchen-Arbeit das Stück 1.50

ca. 50000 Meter
Spitzen u. Einsätze
 Spachtel, Valenciennes, Till etc., verschiedene Breiten, nur bessere Genres
 von den besten Qualitäten bis das Meter 25, 15, 10 u. 5 Pf.

ca. 21000 Stück
Damen- u. Mädchen-Schürzen
 bestehend a. Tändelschürzen, Hausschürzen, Reformschürzen, weissen Schürzen, Wirtschaftschürzen etc.
 Besonders empfehle einen Posten
Hausschürzen 25 Pf.
 aus waschecht, Gingham das Stück

Meine Schaufenster bitte zu beachten!

Geschäftshaus **J. Lewin** Halle a. S., Marktplatz 2 u. 3.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage
zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1906

Donnerstag, 25. Juli

Nr. 30

Die Auferstehung des Herrn Renneke.

Eine humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Er hielt ein, um Atem zu schöpfen, und ein beifälliges Gemurmel wurde unter den Zuhörern laut, während der Gegenstand seiner Lobpreisung ihn anblinzelte, als ob seine Verodfamtheit selbst für ihn eine Art Ueberraschung wäre. „In meinen alten Tagen und so dicht am Lebensende“, fuhr Herr Renneke fort, „erinnerte ich mich die Worte des alten Peter, und ich wußte, daß, wenn ich ihn nur finden könnte, meine Not vorbei sein würde. Ich wußte, daß ich in seinen kleinen Haken einlaufen könnte und wohlgeborgen liegen würde. Ich wußte, daß, was Peter sagte, er auch meine. Ich verlor mein Bein, um ihm das Leben zu retten, und er ist dankbar.“

„Und das mit Recht“, sagte Herr Wendt, „und ich bin stolz, die Hand eines solchen Helden zu schütteln.“ Er ergriß Herrn Rennekes Hand und die anderen folgten seinem Beispiel. Der Stieffuß schloß mit Herrn Borgen und sank dann, ohne davon Notiz zu nehmen, daß der Händedruck die es wahrheitsliebenden Seemanns etwas matt ausjuel, in seinen Stuhl und bestellte eine Zigarre.

„Gib mir mal die Kiste her, Peter“, sagte er gemüthlich und nahm sie ihm ab. „Ich will sie herumreichen. Dies ist meine Kunde, Maate. Des armen alten Heinrich Rennekes Kunde.“ Er reichte die Kiste herum, zum großen Entsetzen des Herrn Borgen, der zusehen mußte, wie die Gäste ihre Pfeifen beiseite legten, Herrn Renneke herzlich dankten und sich eine Zigarre nahmen. Herr Wendt war sogar so eigen dabei, daß er wenigstens zwei ruckte, indem er sie zu stark drückte, bis er eine fand, die ihm zusagte.

Die Feierabendstunde rückte gar zu schnell heran, denn Herr Renneke, dessen Popularität nicht einen Augenblick ins Schwanken geriet, entwickelte Talente, deren selbst sein Freund nie Erwähnung getan hatte. Er sang Couplets mit einer Stimme, daß die Gläser auf den Böden klirren, gab einige wirklich ganz nette Rätsel auf und schloß mit einem Zauberkunststück, das darin bestand, daß er einen Lächer von Herrn Borgen borgte und ihn in Herrn Johann Wäbeles Tasche wandern ließ. Dies letztere gelang vielleicht nicht ganz, denn der Schneider vermochte trotz eifriger Suchens die Münze nicht zu entdecken und ging unter einem argen Verdacht, der ihn halb verrückt machte, nach Hause.

„Ich hoffe, Sie sind zufrieden mit mir“, sagte Herr Renneke, als der Wirt, nachdem er die Kugel der Haustür vorgehoben hatte, die Schenke wieder betrat.

„Sie gingen ein wenig zu weit“, sagte Herr Borgen kurz. „Sie hätten sich mit dem begnügen sollen, was wir besprochen hatten. Und wer hieß Ihnen, meine Zigarren herumzureichen?“

„Ich wurde'n bißchen aufgeregt“, entgegnete der andere.

„Und Sie vergaßen, zu erzählen, daß Sie morgen abreisen würden, um Ihre Nichte in Neu-Seeland aufzuwachen“, fuhr der Wirt fort.

„So ist es“, sagte Herr Renneke und schlug an seine Stirn; „so ist es. Das tut mir aber leid; ich will es ihnen morgen abend erzählen.“

„Erwähnen Sie es nur so nebenbei morgen früh“, herrschte ihn Herr Borgen an, „und verduften Sie am Nachmittag, dann will ich Ihnen noch das Mittagessen außer den bedungenen fünf Mark geben.“

Herr Renneke dankte ihm herzlich, nahm seine Kerze und zog sich zurück, um den ungewohnten Luxus reiner Laken und eines weichen Bettes zu genießen. Eine Weile lag er noch in tiefen Gedanken nach; dann — ein Lachen mit der Bettdecke

erstehend — stieß er einen Seufzer der Beiriedigung aus und schlief ein.

Zum größten Aerger des Wirtes machte sein Gast am folgenden Morgen einen Spaziergang und kam erst abends zurück. Wie er erklärte, war er zu weit für seinen trüppeligen Zustand gelaufen und kam imstande gewesen, zurückzukommen. Man brachte ihm in der Schenke viel Teilnahme entgegen, aber vergeblich wartete Herr Borgen bei der Unterhaltung auf eine Andeutung seiner bevorstehenden Abreise. Zeichen hatten keinen Erfolg, denn Herr Renneke nickte nur freundlich und hob als Antwort sein Glas. Und als Borgen mit besonderer Schläue die Unterhaltung vom Schweineschlachten auf Nischen brachte, lenkte Herr Renneke sie geschickt auf Daniels und verbreitete sich über Pfandscheine.

Der hilflose Herr Borgen litt schweigend, den Blick auf die Uhr gerichtet, und zappelnd vor Ungeduld über die Danksamkeit, mit der sich seine Gäste empfahlen. Er begleitete seinen letzten hinaus und kehrte dann, purpurrot vor Wut, in die Schenke zurück, um Herrn Renneke zur Rede zu stellen.

„Was soll das heißen?“ donnerte er los.

„Was heißen, Peter?“ fragte Herr Renneke und blickte erstaunt auf.

„Kennen Sie mich nicht Peter, ich will es nicht haben“, schrie der Wirt und hielt ihm seine geballte Faust entgegen. „Morgen in aller Frühe machen Sie, daß Sie fortkommen.“ „Fort?“ wiederholte der andere bestürzt. „Fort? Wohin denn?“

„Einertei“, sagte der betrogene Wirt, „wenn Sie sich nur von hier packen, ist mir's einertei, wohin.“

Herr Renneke, der eine Zigarre rauchte, die dritte an dem Abend, legte sie vorichtig auf den Tisch und sah ihn mit mildem, vorwurfsvollem Blick an. „Du bist nicht der alte Peter“, sagte er mit Ueberzeugung; „sag' kein Wort mehr; Du könntest sonst Dinge sagen, die Dir leid tun würden.“

Seine Ahnung war mehr als berechtigt, denn Herr Borgen erging sich in so starken Bemerkungen über die Persönlichkeit des Herrn Renneke, daß selbst ein Hauspolizist geizt gewesen wäre. „Morgen in aller Frühe hinaus mit Ihnen“, schloß er während. „Ich hätte große Lust, Sie schon jetzt an die Luft zu setzen. Sie wissen doch, was wir mit einander abgemacht haben.“

„Abgemacht haben?“ sagte Herr Renneke; „abgemacht haben? Aber ich habe Dich doch seit zehn Jahren und länger nicht gesehen. Wenn ich Köpfe Peters nicht getroffen hätte —“

Er wurde durch wieder, unzusammenhängende Ausrufe des Herrn Borgen unterbrochen.

„Peter Borgen“, sagte er würdevoll, „ich nehme an, daß Du betrunken bist. Ich will annehmen, daß der Schnaps aus Dir spricht und nicht Peter Borgen, den ich vor dem Hai rettete, wobei ich mein Bein verlor. Ich rettete Dein Leben, Peter, und ich bin in Deinen kleinen Haken eingelaufen und habe meinen Namen unter fallen lassen und werde hier so lange bleiben, bis ich aufsteige, um den armen Sam Jones zu treffen, der mit Deinem Namen auf den Lippen starb.“

Er sprang plötzlich auf, als Herr Borgen mit einem lauten Schrei eine Flasche ergriß und auf ihn eandang, um ihm den Schädel einzuschlagen. „Du Schurke!“ schrie der Wirt mit erstickter Stimme. „Du eender Schurke! Ich habe Dich mein Lebtag nicht gesehen, bis neulich auf dem Kai in Hamburg, und bloß um mir einen unschuldigen Spaß mit Karl Wendt zu machen, hat ich Dich herzuholonnen und ihnen was vorzumachen.“

„Vorzumachen!“ wiederholte Herr Renneke mit entsetzter Stimme. „Vorzumachen! Hast Du vergessen, wie ich Dich aus dem Wege stieß und wie: „Rette Dich, Peter.“ als der Haifischchen über meinen Bein zusammentappte? Hast Du vergessen, wie —?“

„Passen Sie mal auf,“ sagte Herr Borgen und näherte sein erhitztes Gesicht dem seinigen, „es hat nie ein Hinrich Rennele existiert, nie ein Sam Jones existiert, nie ein Sam Jones existiert!“

„Nie — ein — Sam — Jones existiert!“ sagte der ganz betäubte Herr Rennele. „Hast Du denn keinen Funken von Ehrgefühl mehr, Peter?“ Er suchte in seiner Tasche herum und brachte die Ueberbleibsel eines schmutzigen Taschentuches zum Vorschein, mit denen er sich zum Andenken an den treuen Schwarzen die Augen wusch.

„Hören Sie mal,“ sagte Herr Borgen, stellte die Flasche weg und sah ihn scharf an. „Sie haben mich in der Hand. Wollen Sie nun für zwanzig Mark gehen?“

„Ich habe Dich in der Hand?“ entgegnete Herr Rennele ernst. „Ich schäme mich vor Dir, Peter! Geh zu Bett und schlaf Deinen Raufsch aus, und morgen früh will Hinrich Rennele Dir die Hand geben, aber nicht eher.“ Er nahm eine Schachtel Streichhölzer, zündete sich seinen Zigarettenstummel wieder an, betrachtete Herrn Borgen einen Augenblick schweigend, und setzte dann mit erstem Schütteln des Kopfes zu Bett. Herr Borgen blieb unten und brütete wohl über eine Stunde über Mittel und Wege, wie er sich aus dieser Lage, die er sich in seiner Schamhaftigkeit geschaffen hatte, befreien konnte.

Er ging schlieflich zu Bett, ohne das Rätsel gelöst zu haben, und auch der Morgen brachte die Lösung nicht. Herr Rennele schien die Vorgänge des letzten Abends gänzlich vergessen zu haben und vermied es mannhaft, sich beleidigt zu fühlen wegen einer Sache, die selbst ein Rhinoceros aufgebracht haben würde. Er erzählte an dem Abend einige neue Anekdoten von sich und Sam Jones, Anekdoten, die Herr Borgen auf die Gefahr hin zu ersticken, bestätigen mußte.

Eine Woche verging und immer noch beehrte Herr Rennele die Schenke der „Fregatte“ mit seiner Gegenwart. Der Wirt verlor schon an Gewicht und überlegte ernsthaft, ob es nicht das Beste sei, sich das Herz durch ein offenes Geständnis zu erleichtern. Herr Rennele beobachtete ihn ängstlich und bemerkte mit der Gefährlichkeit, die sich aus langem Menschenstudium ergibt, daß sein Besuch sich seinem Ende zuneigte. Schließlich eines Tages brachte Herr Borgen die Sache zur Sprache.

„Ich werde den Leuten heute Abend erzählen, daß es ein Spaß von mir war,“ sprach er mit Nachdruck; „dann werde ich Sie beim Krug nehmen und auf die Straße werfen.“

Herr Rennele seufzte und schüttelte sein Haupt. „Das wird eine peinliche Sache für Sie werden,“ sagte er langsam. „Das Beste wäre, Sie machten mir ein annehmbares Gebot, und ich würde Ihnen dann heute Abend erzählen, daß ich nach Neu-Seeland ginge zu meiner Richte, und daß Sie meine Passage bezahlt hätten. Ich erzähle ungern noch mehr Lügen, aber weil Sie es sind, will ich es für ein paar Zwanzigmarkstücke tun.“

„Fünf Mark,“ knurrte Herr Borgen.

Herr Rennele lächelte beglücklich und schüttelte den Kopf. Herr Borgen erhöhte sein Gebot auf zehn Mark, auf zwanzig Mark, und schließlich nach einigen Bemerkungen, welche Herrn Rennele Veranlassung gaben, zu konstatieren, daß grobe Worte keine Knochen brächen, eilte er ans Büfett und holte das Geld.

Die Neuigkeit von Herrn Renneles Abreise verbreitete sich sofort im Dorfe, denn der Wirt erzählte sie gleich dem ersten Gaste, und die Schenke war am Abend überfüllt von Leuten, die dem Auswanderer Lebenswohl sagen wollten. Der Wirt freute sich über das lebhafteste Geschäft. Verschiedene Herren gaben für Herrn Rennele aus, und der wieder steckte seine Hand in die Tasche und bestellte eine Runde.

Herr Borgen nahm die Bestellung etwas ängstlich an, und nun zog Herr Rennele mit der Miene eines Mannes, der eine unschätzbare Wohlthat erweist, einen Glückspennig aus der Tasche, der Sam Jones gehört hatte, und bestand darauf, daß er ihn annehme.

„Dies ist mein letzter Abend, Maate,“ sagte er traurig, als er für einen auf ihn ausgebrachten Loaf dankte. „In manchen Häfen bin ich gewesen, und manch eine gemüthliche Kneipe habe ich besucht, aber niemals in all meinen Tagen habe ich nettere, gutherzigere Leute getroffen, als Sie sind.“

„Hört, hört,“ sagte Herr Wendt.

Herr Rennele machte eine Pause, tat einen Zug aus seinem Glase, um seine Bewegung zu verbergen, und fuhr dann

fort: „Auf meiner einsamen Pilgerfahrt durch das Leben, der ich verkrüppelt um mein Brot betteln muß,“ sagte er unter Tränen, „werde ich an diese glückliche Schenke und an diese freundlichen Gesichter denken. Wenn ich mit den Qualen des Hungers kämpfe und von der herzlosen Polizei herumgestoßen werde, werden Sie mir vor Augen stehen, wie ich Sie zuletzt sah.“

„Aber,“ sagte Herr Böhle, indem er der allgemeinen Bestärkung Worte verlieh, „Sie gehen doch zu Ihrer Richte in Neu-Seeland?“

Herr Rennele schüttelte den Kopf und lächelte trübe. „Ich habe keine Richte,“ sagte er schlicht. „Ich stehe allein in der Welt.“

Bei diesen ergreifenden Worten stellten seine Zuhörer ihre Gläser hin und starrten Herrn Borgen an, während dieser Herr seinerseits Herrn Rennele anstarrte, als ob dem plötzlich Hörner und ein Schwanz gewachsen seien.

„Borgen hat mir selbst erzählt, daß er Ihre Passage nach Neu-Seeland bezahlt hätte,“ sagte der Schuster. „Er sagte, er hätte Sie überreden wollen zu bleiben, aber Sie hätten gesagt, Blut sei dicker selbst als Freundschaft.“

„Alles Lügen,“ sagte Herr Rennele betrübt. „Ich würde mit Vergnügen bleiben, wenn er mich nur auffordern würde. Ich würde selbst jetzt noch bleiben, wenn er es wünschte.“

Er schwieg einen Augenblick, wie um seinem verwirrten Opfer Zeit zu geben, diesen Wunsch auszusprechen, und wandte sich dann wieder an den entrüsteten Herrn Wendt.

„Er sieht es nicht gern, daß ich hier bin,“ sprach er mit leiser Stimme. „Er mißgönnt mir das bißchen, das ich esse, glaube ich. Er sagte mir, ich hätte mich fortzuscheren, und daß er der Leute wegen vorgeben wollte, ich ginge nach Neu-Seeland. Mein Herz war ganz gebrochen und es war mir einwlei, was er sagte — ich habe durchaus nicht das Verlangen zu nassauern — aber, wie ich Ihre ehrlichen Gesichter um mich sah, war es mir unmöglich, mit einer Lüge auf den Lippen zu gehen — Peter Borgen, alter Maat — lebe wohl!“

Er wandte sich gegen den sprachlosen Wirt, als ob er ihm die Hand geben wollte, besann sich aber, und entfernte sich, würdevoll mit der Hand winkend. Sein Stelzfuß erklang mit pathetischem Gestampfe auf dem steinbelegten Flur, machte an der Tür eine Pause, tappte auf der harten Straße weiter und verlor sich dann langsam in der Ferne.

In der „Fregatte“ machte der Schuster eine ominöse Bestimmung auf Selter.

Robert Schumanns Ende.

Die 50. Wiederkehr des Todestages Robert Schumanns (29. Juli 1906) gibt Gelegenheit, sich mit dem tragischen Ende des Meisters zu beschäftigen, der in der Blüte seines Schaffens, im Alter von nur 46 Jahren dahingerafft wurde.

Nur 16 Jahre war es ihm vergönnt, mit seiner heißgeliebten Gattin Clara Wieck, die er nach so harten Kämpfen mit ihrem Vater erst spät erringen konnte, in innigster Harmonie zu wirken.

Schumann wurde nach Düsseldorf als städtischer Kapellmeister gerufen und nahm diesen Ruf auch an, um am 2. Sept. 1850 nach dort überzusiedeln. Vorher machte das Ehepaar noch eine glänzende Konzerttour nach Hamburg, wo sie die Bekanntheit Jenny Linds machten. Die Fahrt an den Rhein sollte die letzte des unglücklichen Künstlers sein. Er hatte in Folge der geistigen Anstrengung und der mannigfachen Aufregungen schon Ende 1848 wieder stark unter Kopfschmerz zu leiden gehabt; Unruhe und Bangen ergrißten ihn, als er in einem Buche von der Existenz einer Irrenanstalt in Düsseldorf las. „Ich muß mich sehr vor allen melancholischen Eindrücken in Acht nehmen. Und leben wir Musiker, Du weißt es ja, so oft auf sonnigen Höhen, so schneidet das Unglück der Wirklichkeit um so tiefer ein, wenn es sich so naht vor die Augen stellt. Mir wenigstens geht es so mit meiner lebhaften Phantasie.“

Mit solchen Gedanken zog Schumann seinem neuen Bestimmungsorte entgegen.

Der Empfang Schumanns in der rheinischen Stadt war glänzend. Die Einwohnerschaft tat alles, um dem gefeierten Meister und seiner Gattin ihre Verehrung zu bezeugen. Am 24. Oktober trat er mit seinem ersten Abonnementskonzert sein Amt an; auf dem Programm stand sein Avenüellied, während Clara Mendelssohns G-moll-Konzert spielte. Seine Düsseldorfer Tätigkeit sagte ihm während der ersten zwei Jahre sehr zu; sie bestand außer der Direktion der genannten Konzerte in

der Leitung der wöchentlichen Uebungen des Gesangsvereins und einer in Verbindung mit dem katholischen Gottesdienst regelmäßig wiederkehrender Aufführungen. Daneben drängte es Schumann beständig nach einem Werk in größerem Stil, und hierfür wurde zunächst der Plan eines großen Oratoriums „Luther“ ins Auge gefaßt, mit dessen Textdichtung Rich. Pohl betraut ward. Allein der Plan scheiterte einmal an Schumanns Gesundheitszustand, ferner aber deshalb, weil er sich mit dem Dichter nicht über die Form einigen konnte. Und so blieb dieser weitausschauende Plan unausgeführt.

Im März zog es Schumann wieder auf einige Wochen nach seinem geliebten Leipzig. Er hatte die Freude, zu sehen, wie seine treue Anhänglichkeit an die Stadt von der dortigen Musikwelt in reichstem Maße erwidert wurde.

Im Sommer stellten sich bereits wieder Krankheitserscheinungen ein, die eine Kur in Scharnhagen notwendig machten. Es waren die unmittelbaren Vorboten der Katastrophe von 1854. Die Wirkungen der Krankheit zeigten sich zunächst in einem auffälligen Nachlassen der schöpferischen Produktion. Das schlimmste für den Meister waren die nunmehr mit erschreckender Häufigkeit auftretenden Gehörstörungen. Dazu kamen Täuschungen symphonischer Art — es erschienen ihm beim Hören alle Zeitmaße zu schnell —; endlich steigerte sich die Schwerfälligkeit seiner Sprache in hohem Grade.

Die Wahnvorstellungen ließen ihn nicht mehr los. Das Schlimmste war, daß sie nunmehr auch seine Dirigententätigkeit in einer Weise zu beeinträchtigen begannen, die ihm selbst den Gedanken an den Rücktritt nahe legten. Dazu gesellten sich allerhand Intrigen, denen sich sein müder Geist nicht mehr gewachsen fühlte. Bald gab er sein Amt endgültig auf.

Noch zwei freudige Ereignisse waren ihm zu erleben beschieden. Das eine war eine Tour nach Holland, wo ungeahnte Triumphe seiner warteten. Das andere war seine Bekanntschaft mit Johannes Brahms, der ihm von Joachim empfohlen war, und seine ersten Kompositionen vorspielte. Die Freude an dem neu aufsteigenden Genie war seine letzte.

Das erste heftigste Symptom war, daß er Anfang Februar plötzlich des Nachts aufstand und Licht verlangte, da er von Franz Schubert ein Thema erhalten habe, das er sofort aufschreiben müsse. Am 27. Februar war er bei der fünften Variation darüber angelangt, als ihn ein dermaßen intensives Angst- und Beklemmungsgefühl überkam, daß er sich aus dem Kreise der anwesenden Bekannten wegstahl und von der Rheinbrücke in den Strom stürzte. Von Rheinschiffen gerettet und nach Hause zurückgebracht, machte er sich alsbald schweigend an die Fortsetzung jener Variation. Die nach der Katastrophe eintretende Erholung war nicht von Dauer; ihn selbst verlangte nach der Unterbringung in einer Heilanstalt. So erfolgte denn am 4. März die Ueberführung des unglücklichen Meisters in eine Privat-Heilanstalt. Sein Denken war keineswegs zerrütet und der Verstand mit ihm durchaus nicht wühlend oder beängstigend. Nur todesmüde war sein Geist, abgespannt bis zum äußersten.

So können wir von dem großen Künstler ohne trübe oder gar erschreckende Erinnerung Abschied nehmen. Noch am Rande des Grabes steht seine Gestalt in lichtigem Glanze dar; hatte sein Geist auch seine zündende Kraft verloren, sein edler Sinn und sein überreiches Herz sind ihm bis ans Ende treu geblieben.

Am 29. Juli 1856, nachmittags 4 Uhr, wurde Robert Schumann von seinen Leiden erlöst. Wahrlich, ein tragisches Schicksal.

Mit dem Interesse für die Werke eines Künstlers erwacht auch stets ein solches für die Person, und so entstanden die Monographien-Sammlungen. Eine der besten auf musikalischem Gebiet ist die Sammlung berühmter Musiker, die der kürzlich verstorbene Prof. Dr. Reimann herausgegeben hat und als deren 15. Band eine Schumann-Monographie des Hallenser Professors Dr. Hermann Albert erschien. (Verlag Harmonie, Berlin W. 35; Geschenkband 4.— Mark.) Das Werk ist prächtig ausgestattet und äußerst reichhaltig mit Photographien, Porträts-Abbildungen, Facsimiles, Notenbeispielen und Illustrationen von Fibus, Paul Thumann, Sascha Schneider, Klinger usw. versehen.

Vorstehende Ausführungen sind diesem Werke entnommen. W. B.

Eine Ferienwanderung ins Erzgebirge.

Von G. G. in Halle a. S.

[Nachdruck verboten.]

Ferien! Welch herrliches, süßliches Wort! Nicht allein untrer lieben Schuljugend, auch allen andern Menschenkindern, denen ein gütiges Geschick solch eine Erholung von den Lasten und Mühen des täglichen Lebens in den Schoß wirft, ist dieses Wort der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit. Auch mir war es vergönnt, jenes Glückes teilhaftig zu werden. Hin aus also

aus den raubigen Räumen der Arbeitsstätte, hinaus in die schöne Natur! Aber wohin? Als ehemals Pelgewandelter in Deutschlands Gauen und darüber hinaus, fiel mir die Wahl ziemlich schwer. — Halt, ich hab's! Wie wäre es mit einer Wanderung ins Erzgebirge, verbunden mit einem Absteher nach Karlsbad?

Gedacht, getan. Schnell führte mich das Dampfroß bis nach Chemnitz und von da durch das anmutige Schopenhaut über Wolfenstein nach Annaberg. Von hier aus sollte meine Fußwanderung beginnen. Nach Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Annabergs wandte ich mich dem benachbarten freundlichen Städtchen Buchholz zu, meinem nächsten Reiseziel, Oberwiesenthal, zusteuernd. Der Weg dahin ist ebenso schön wie interessant. Dorf reiht sich an Dorf, immer eins schmücker und sauberer wie das andere, und ihre Bewohner fleißig wie die Bienen, ist doch gerade hier der Hauptstich der Heimatheit für die großen Posamentengeschäfte in Annaberg und Buchholz.

Die Ungunst der Witterung zwang mich, im ersten besten Hause Schutz zu suchen. Freundlich wurde mir aufgetan, aber übermäßig blieb ich an der Schwelle stehen. Was sah ich? Eine ganze Familie in emsigster Arbeit begriffen, die schönsten Posamenten anzufertigen. Hier das alte Großmütterchen mit der Hornbrille tief gebeugt über das Knöppelstissen die herrlichsten Spitzen hervorzaubernd, dort die Mutter, mit dem Empacken der zur Klebung fertigen Ware sich beschäftigend und hier die Töchter, seidene Knöpfe und Perlen umhäfelnd. Nur selten warf man dem Fremdling hin und wieder einen Blick zu, lauschte aber desto gespannter den Gesprächen mit der Mutter. Es ist hier nicht der Ort zu erzählen, wie mühsam das Los und wie überaus kläglich die Arbeit dieser von früh bis spät schaffenden Blutarmen Leute entlohnt wird. Ich konnte mich nicht enthalten, dem an der Erde spielenden kleinen Knirps ein halbes Markstück in die Hand zu drücken; staunend zeigte er es der Mutter, die anfänglich geneigt war, es zurückzuweisen, aber auf mein Zureden es doch dankend annahm.

„Komm, Miesel, geh' rüber zum Fleischer und hole dafür frische Wurst, ach, das soll heute ein Festtag werden.“

Hurtig sprang das Mädchen davon, und mit freundlichem Händedruck verabschiedete ich mich.

Noch zweimal war ich wegen des garstigen Wetters genötigt, einzutreten. Wieder dasselbe Bild, nur mit dem Unterschiede, daß der Mann hier arbeitslos war und dafür sich in seiner Wirtschaft nützlich machte (er war mit dem Herkleinern einer mächtigen Baumwurzel beschäftigt), während in der Stube Frau und Tochter Posamenten herstellten. An der letzten „Schuhütte“ kam mir ein altes Huzelmännchen entgegen, die Pfeife im Munde und ein Kind auf den Armen tragend. „Freilich, kumm Se nur 'rein, mei Tochter arbeit' feste und der Mann is im Schlag (Wald).“ Hier hielt es am Schluß nicht so schwer, dem Großvater eine kleine Gabe zu reichen. Schmunzelnd nahm er sie in Empfang, und mit guten Ratsschlägen für meine Reise ausgerüstet, zog ich von dannen. Der Himmel hatte sich geklärt, freundlich schien die Sonne. Was hatte ich in diesen wenigen Stunden nicht alles gesehen und gehört: nie und nimmer können diese Bilder aus meiner Erinnerung schwinden.

Wacker ging es nun vorwärts über Granzahl und die Bierenstraße hinaus durch den Wald, bis ich endlich Oberwiesenthal in idyllischer Schönheit unter mir liegen sah. Die Dämmerung brach bereits herein, als ich im Städtchen anlangte. Hunger und Durst quälten mich, und so wurde gleich im Schützenhaus Einkehr gehalten, wo mir auch Gelegenheit geboten wurde zu übernachten, sollte doch am anderen Morgen der Aufstieg nach dem Fichtelberg erfolgen. Im Saale fand ein Vergnügen der „Grenzer“ (Grenzaufseher) statt, böhmische und sächsische „Grenzer“ harmonisch sich vereinigend. Man lud mich ein, daran teilzunehmen, und ich habe auch davon Gebrauch gemacht, indem mir die Ehre zuteil wurde, einige ihrer dicken Frauen im Kreise herumzuschwenken — hu, wie habe ich da geschwitzt! In der Gaststube konnte ich mich wieder etwas verschlafen.

Kurz darauf wird die Tür aufgerissen und herein stolpert ein in zwar vornehmem, aber etwas arg mitgenommenem Touristenkostüm gekleideter Herr. Mit den Worten:

„Gott sei Dank, daß ich hier bin!“ läßt er sich erschöpft auf einen Stuhl nieder.

„Aber Mann, was ist denn geschehen, sind Sie Straßenräuber in die Hände gefallen?“

— „Ach, mehr als das, ausgeraubt und ausgeplündert haben sie mich, die versch. . . . Menschen und die ganze übrige nette Gesellschaft, aber nicht auf der Straße, nein, in Gottesgab, in einer Weinsthänke, dort habe ich getrunken und dann — dann wurde ich zu einem Spielchen verleitet, — und da — da haben sie mir bald mein ganzes Geld abgenommen, o! Mit dem kläglichsten Rest meiner Habe bin ich aber der Bande ausgegriffen und in dieser stockfinsternen Nacht nach hier gewandert.“

„Ach, Sie Armerster, gewiß sind sie nun um eine trübe Erfahrung reicher.“

„Ja, aber desto ärmer hier (auf seinen recht schmalen Geldbeutel zeigend), na, mir soll es aber auch nicht wieder passieren.“

Frühmorgens wurde mit dem wider Erwarten recht frühlich und heiter gestimmten Touristen vom gestrigen Abend der

1214 m hohe Stichtelberg bestiegen, von welchem aus man eine herrliche Fernsicht über das schöne Sachsenland genießt. In der sauber und gutgeleiteten Wirtschaft machte ich auch die Bekanntschaft mit zwei anderen Touristen, einem Magistratsmitglied und einem Profuristen aus Leipzig. Auf ihre Frage nach dem Ziel meiner Reise wurde Karlsbad genannt.

„Ach, das trifft sich gut, wir wollen auch dorthin, dann können wir ja zusammen reisen.“

„Sehr schön, aber ich gehe zu Fuß.“

„Was, zu Fuß?“ — Lange Gesicht.

Da jagt der eine: „Weißt Du was, Ernst, wir wollen's auch versuchen.“ Lachend stimmte Ernst zu.

„Also wir schließen uns Ihnen an, seien Sie unser Führer.“

„Sehr angenehm.“

Und die Leipziger Herren sollten es nicht zu bereuen haben. Hinab klapelten wir ins Tal, hinein ins Böhmerland. Gleich an der Grenze wurden wir von böhmischen Musikanten empfangen und nicht lange danach kam das seit dem geistigen Abend so berüchtigt gemordene Gottesgab in Sicht. Obwohl meine Leipziger nicht übel Lust zeigten, den an den Weinschänken stehenden, uns freundlich zwinkenden drallen Wädelns Gesellschaft zu leisten, gelang es mir doch unter Hinweis auf den fürchterlichen Reinsfall jenes Touristen sie zur Fortsetzung der Wanderung zu bewegen.

Es war zu schön. Wir schlugen den Waldweg nach Joachimstal ein. Eine Unmenge ehbarer Wäse sprokten aus dem feuchten Boden. Bei ihrem Anblick rief der eine Leipziger:

„D, warum machen diese schönen Wäse sich bei Leipzig, da können mer uns gleich een großen Saß voll mitnahm.“

Bei heiterem, aber auch eremitem Gespräch über die uns umgebende Natur, über Volkswirtschaft und Politik, bei welcher Gelegenheit sich die Leipziger als glühende Bismarckverehrer bekamen, kamen wir endlich an eine Lichtung: ein wunderbar herrliches Banorama tat sich uns auf: Joachimstal. An beiden Seiten von Bergen umgrenzt und überall auf ihnen, wo sich nur ein Häuschen findet, mit schmalen Häuschen besetzt, läßt es seinem Charakter als altes Bergstädtchen vollste Ehre widerfahren.

Der Abstieg war nicht ohne Schwierigkeiten. Gar manömal strauchelten wir unter Lachen und Scherzen und kamen endlich hinunter in die einzige Hauptstraße, wo im ersten besten Gasthaus sofort Einkehr gehalten wurde. Beim Umwecheln unseres Selbes in österreichische Währung wurden wir trotz der kaufmännischen Reumtisse und Proteste des Leipziger Profuristen gründlich über den Köffel barbiert, aber es half alles nichts — es gab einfach nicht mehr für unser schönes deutsches Geld.

Nachdem wir den hungrigen Magen ausgiebig Tribut geleistet und auch ganz gehörig begossen hatten, wurde die Weiterreise nach Schladenwerth angetreten. Wie im Fluge vergangen uns die Stunden, bis wir gegen Abend dort eintrafen. Wir hatten noch Zeit, den schönen Park des Herzogs von Lothana zu besichtigen und übernachteten dann im Gasthof zur Penne, den uns ein des Weges kommender hiederer Hauswertsmeister als gut und billig bezeichnet hatte. Schon morgens 3 Uhr brachen wir wieder auf, da die Abticht bestand, dem Morgenkonzert der Kur-Kapelle in Karlsbad beizuwohnen. Mit dem ersten Frühtag langten wir dort an.

Die ganze Stadt lag noch in süßem Schlummer. Hin und wieder ein Schuhmann, ein Bäckerjunge. Alle wiesen uns freundlich und zuvorkommend den Weg nach den Kur-Anlagen. Ach, ist das ein herrliches Stückchen Erde, ein Paradies in des Wortes schönster Bedeutung. Nur schade, daß es so wenigen der leidenden Menschheit vergönnt ist, es zu schauen und an seinen kräftigen Heilquellen Gesehung zu finden.

Bewundernd bleiben wir stehen und staunen, was Natur und Kunst hier geschaffen hat. — Doch horcht! Musik! Rasch eilen wir hinaus durch die Straßen, die Läden öffnen sich: welche Pracht, welcher Reichtum! Karossen, mit feurigen Rossen bespannt, sitzen an uns vorbei, vornehme Kurgäste nach den Sprudeln befördernd — ach, welcher Kontrast, welch himmelweiter Unterschied hier und dem Erzgebirge mit seinen armen, schlichten Bewohnern! Nun gelangen wir, dem Zuge der übrigen Kurgäste folgend, an die Stellen der heilkräftigen Sprudel: 5-6 m hoch werfen sie die heißen Wasser aus dem Schoß der Erde. Auch wir lassen uns einen Becher reichen und trinken. Dann hinein in den Konzertsaal, wo ein feines Publikum der Musik lauscht. Es macht nicht das geringste Vergnügen, als wir, namentlich meine beiden Leipziger mit ihren Knutschäden auf der Schulter, mit den Kurgästen in Reih und Glied auf und ab promenierten, vor uns anscheinend ein Graf mit seiner Tochter, hinter uns ein Baron und ein Offizier.

Nach mehrmals nahmen wir Gelegenheit, auch von den übrigen Heilquellen je einen Becher voll zu kosten und nahmen hierauf die Stadt selbst noch in näheren Augenschein. Damit war unser Wissensdrang, unsere Sehnsucht nach dem schönen Karlsbad, befriedigt. Da die weitere Umgegend keine großen Reize besitzt, beschließen wir, bis nach Neudeck zu fahren und von hier aus über Platten und Johann-Georgenstadt wieder

ins Sachsenland einzumarschieren. Mehrmals wurde Einkehr gehalten, auch dicht an der Grenze, um den Rest unserer Kreuze und Heller an den Mann zu bringen. In Johann-Georgenstadt, hoch oben auf dem Berge erbaut, nahm ich im Ratskeller von meinen Leipziger Reisegefährten Abschied; sie hatten anscheinend großen Reiz am Wandern gefunden und hatten die Absicht, über Eisenstadt, Schneeberg, Falkenstein weiter das Erzgebirge kennen zu lernen, während ich über Schwarzenberg, Aue, Köhnitz dem Ausgangspunkte meiner Reise, Chemnitz, wieder zustrebte. —

Also wandern, ja wandern sei die Parole, wenn man die schöne Natur wirklich sehen und genießen, und auch hören, fühlen und empfinden will, wie so verschiedenartig doch das Leben die Gesichte des Menschen gestaltet, jenem kaum das Notdürftigste gewährend, diesem hingegen lächelnd die volle Schale süßen Glückes und der Freude reichend.

Aus Kunst, Wissenschaft und Leben.

Vom guten Magen der Kirche. Ueber den Peterspennig hat der Kongregationspräses Mehler in Regensburg 1906 ein Büchlein geschrieben. Er kommt nach vielerlei Betrachtungen zu dem Schluß, „daß kein anderes Almosen so gut angewendet und Gott dem Herrn so wohlgefällig ist, wie der Peterspennig“. Jedoch ist es eine bedauerliche Tatsache, die von maßgebender Seite schon öfters bestätigt wurde, daß in den letzten Jahren der Peterspennig „unglaublich“ zurückgegangen ist. Ueber den Staatshaushalt des Papstes gibt der Verfasser folgende Ziffern:

1. Zur privaten Verfügung des hl. Vaters	500 000 Lire
2. Für die Kardinalen	700 000 „
3. Für die armen Diözesen	480 000 „
4. Präfektur der apostolischen Paläste	1 800 000 „
5. Staatssekretariat	1 000 000 „
6. Beamtengehälter	1 500 000 „
7. Für Schulzwecke und die Ausgaben der p. Wohltätigkeit	1 200 000 „
Summa	7 160 000 Lire

Der zweite Posten erregt besonders das Mitleid des Verfassers: „Ein anderer Posten von 700 000 Lire umfaßt die bescheidenen Gehälter der in Rom lebenden Kardinalen. Daß diese Summe kaum hinreicht, um den Kirchenfürsten ein standesgemäßes Auftreten zu ermöglichen, ist leicht begreiflich und wird durch die Tatsache bestätigt, daß einzelne Kardinalen nicht imstande sind, sich eine eigene Equipage zu halten. Von den 7 1/2 Millionen sind nur 1 Million an Kapitalzinsen vorhanden, so daß 6 1/2 Millionen durch den Peterspennig aufgebracht werden müssen. Diese Summe will aber nicht mehr eingehen. Als Gründe dafür nennt der Verfasser u. a. die „Los von Rom“-Bewegung, der der Ultramontanismus sonst nicht die geringste Bedeutung einräumen will. Im übrigen lehrt die Aufstellung, daß von den 7 1/2 Millionen etwa 6 für die prunkhafte Hofhaltung des „Stellvertreters Christi“ und seiner Kardinalen draufgehen.“

Seeräuberhant als Versteigerungsobjekt. Unter anderen Seltenheiten wurde dieser Tage nach der Abm. Stg. in London bei einer Versteigerung ein Stückchen von der Haut eines dänischen Seeförings von der Größe eines Quadratolls auf 27.50 Mark zugeschlagen. Das uralte Stückchen Haut gehörte einem dänischen Seeräuberhauptling, der in grauer Vorzeit in Hadstod in Essex wegen Kirchenschändung geschunden worden sein soll. Zum abschreckenden Beispiel wurden Streifen seiner Haut an die Kirchentüre angenagelt und es war ein Rest von diesen Streifen, der neuerdings unter den Hammer kam. Es scheint übrigens in den letzten Jahren die Nachfrage nach Seeräuberhant zurückgegangen zu sein, denn der eben erwähnte Rest hatte vor drei Jahren noch 63 Mark gebracht.

kleine Anachandeln.

Durch die Auslassung eines Namens ist die vorige Aufgabe verstimmt worden. Sie ist zwar trotzdem von M. Drechsler in Halle und R. Ballstädt in Cosdorf richtig gelöst worden, wir wollen sie aber nochmals stellen.

Neue Aufgabe.

145. Die Städtenamen Bielefeld, Crefeld, Eßternach, Elberfeld, Frankfurt, Frauendorf, Hamburg, Leipzig, Stuttgart sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Namens, der zweite des zweiten, der dritte des dritten und so fort den Namen eines hochverehrten Vorkämpfers der Sozialdemokratie ergeben.

Lösungen sind bis jeden Dienstag mittag unter Namensnennung zu senden an

Redaktion des Volksblattes,
Rätelecke der Unterhaltungsbeilage.

Verantwortlicher Redakteur: Ad. Thiels in Halle. — Druck der Halleschen Genossenschaftsdruckerei.